

eines Moralphilosophen eine solche Bedrohung sehen? Und: Welche Vorstellungen von unserer Gesellschaft grassieren in den Köpfen derer, die solche Thesen als gefährlich für das öffentliche Meinungsklima betrachten? Wer die moralischen Grundlagen bedroht sieht, die unser Handeln gegenüber Behinderten oder allgemeiner noch Schwächeren, Benachteiligten und sozial Abhängigen geprägt haben, muß alles daran setzen, diese durch sein Denken und Handeln zu verteidigen. Wer begründet befürchtet, zumindest Teile dieser Gesellschaft warteten nur auf die akademische Legitimation von der Art der Singerschen Thesen, um politische Forderungen zu stellen, die etwa Behinderten ihre Rechte beschneiden, darf nicht auf Stillhalteparolen und die Hoffnung setzen, es werde von selbst alles wieder besser werden. fo

Zeichen

Der Papst und die Muslime

In seinem Ende 1994 veröffentlichten Apostolischen Schreiben zur Vorbereitung auf das Jubeljahr 2000 (vgl. HK, Dezember 1994, 603 ff.) bezeichnete Johannes Paul II. die Zeit unmittelbar vor dem Jahr 2000 als „großartige Gelegenheit“ für den interreligiösen Dialog: „In diesem Dialog sollen die Juden und die Muslime einen hervorragenden Platz einnehmen. Gebe Gott, daß man zur Besiegelung dieser Absichten auch gemeinsame Begegnungen an Orten zustande bringen kann, die für die großen monotheistischen Religionen Bedeutung haben.“

Ob es zu solchen Begegnungen in Bethlehem, Jerusalem oder auf dem Sinai im Jahr 2000 kommt, ist derzeit noch nicht abzusehen. Daß dem Papst das Verhältnis der katholischen Kirche zu den „abrahamitischen“ Religionen Judentum und Islam sehr am Herzen

liegt, steht aber außer Zweifel. Es ist gerade zehn Jahre her, daß Johannes Paul II. als erster Papst die Synagoge in Rom besuchte und damit ein eindrucksvolles Zeichen für die Wende im katholisch-jüdischen Verhältnis seit dem Zweiten Vatikanum setzte. Jetzt flog der Papst am 14. April zu einem *Kurzbesuch nach Tunis*, um in einem fast rein islamischen Land zum Dialog zwischen Christen und Muslimen und zum Gewaltverzicht in der Region aufzurufen.

Ursprünglich war der Abstecher nach Tunesien als Teil der Afrikareise Johannes Pauls II. im September letzten Jahres geplant. Er kam seinerzeit nicht zustande, weil man sich nicht rechtzeitig über das Besuchsprogramm einigen konnte. Als einziges rein islamisches Land mit christlicher Minderheit hatte der Papst bisher *Marokko* besucht. Der fünfständige Aufenthalt im nordafrikanischen Königreich im August 1985 beinhaltete ein Treffen Johannes Pauls II. mit muslimischen Jugendlichen im Stadion von Casablanca. König Hassan hatte 1984 in einem Brief der katholischen Kirche formell die „öffentliche und freie Ausübung ihrer Tätigkeit“ zugesagt.

Wie in Marokko und Algerien bilden auch im östlichsten Maghrebland Tunesien die Katholiken nur eine verschwindend kleine Minderheit, die fast ausschließlich aus Ausländern besteht. An der Spitze des das ganze Land umfassenden Bistums Tunis mit seinen 18 000 Gläubigen steht seit 1992 der in Jordanien geborene Araber *Fouad Twal*; die übrigen Bischöfe im Maghreb sind gebürtige Europäer.

Eine Begegnung mit der muslimischen Bevölkerung stand nicht auf dem Programm des Papstbesuchs in Tunesien; zum Gottesdienst in der Kathedrale von Tunis waren nur Gläubige mit ausländischem Paß zugelassen. Der Gottesdienst wurde auch nicht im tunesischen Fernsehen übertragen. Insgesamt spielte sich der zehnstündige Aufenthalt Johannes Pauls II. unter Ausschluß der Öffentlichkeit ab.

In Tunesien arbeitet ein „Groupe de Recherches Islamo-Chrétiennes“ an

Grundsatzfragen des christlich-islamischen Verhältnisses. Johannes Paul II. würdigte bei seinem Besuch jetzt die entsprechenden Gespräche und Studienprojekte und nannte als oberstes Gebot des christlich-islamischen Dialogs, beide Seiten sollten sich besser kennenlernen und auch in ihren unterschiedlichen Positionen akzeptieren. Die Religionen, so der Papst beim Treffen mit dem tunesischen Präsidenten *Ben Ali*, müßten das Gewissen der Gesellschaft sein, ethische Prinzipien einfordern und für Menschenwürde und Lebensschutz, besonders aber für die Armen und Bedürftigen eintreten.

Eindringlich fiel auch diesmal die Absage Johannes Pauls II. an die Gewalt aus: „Niemand darf im Namen Gottes töten, niemand darf sich erlauben, einen Bruder umzubringen.“ Im Hintergrund standen hier nicht zuletzt die Verhältnisse im Nachbarland *Algerien*, wo seit Beginn der Auseinandersetzungen mit der „Islamischen Heilsfront“ auch etliche Priester und Ordensschwwestern dem Terror zum Opfer gefallen sind.

Nicht nur die Wirkungsmöglichkeiten der katholischen Minderheiten in Ländern wie denen des Maghreb sind begrenzt. Auch der christlich-muslimische Dialog insgesamt ist und bleibt ein schwieriges, immer von Rückschlägen bedrohtes Unterfangen. Es bleibt nur der Weg der unspektakulären Zusammenarbeit vor Ort und das immer neue Bemühen um gegenseitiges Verständnis. Auf diesem Hintergrund war der Papstbesuch in Tunesien ein sinnvolles Zeichen. ru

Bedingungslos

Ein subtiles Plädoyer gegen die Todesstrafe

Bei dieser Vorlage, diesem Thema und der erklärten Absicht des Regisseurs hätte es reichlich Möglichkeiten gegeben, aus dem Film ein rührseliges

Stückchen, ein plattes politisches Manifest, unverblümete Propaganda, ein schlichtes Heiligenlegendchen oder auch sonst irgendwie frommen Kitsch mit allzu durchsichtigen Missionsabsichten zu machen. Nichts von alledem ist der Film „Dead Man Walking“ von *Tim Robbins*, dem das gleichnamige autobiographische Buch der amerikanischen Ordensfrau *Helen Prejean* zugrunde liegt. Darin schildert sie ihre Erfahrungen in der Begleitung von zum Tode verurteilten Häftlingen im Bundesstaat Louisiana.

Helen Prejean ist entschiedene Gegnerin der Todesstrafe, ebenso wie *Tim Robbins*. Ihre Botschaft, den Appell, die Todesstrafe und das ihr zugrundeliegende Straf- und Vergeltungsbedürfnis der Gesellschaft zu überdenken, vermittelt der Film jedoch in erstaunlich subtiler, vor allem sensibler Art und Weise: Der Zuschauer wird auch zum Blick auf die Angehörigen der Opfer gezwungen, Menschen mit zerstörten Lebensentwürfen, die ihren Rache- und Haßgefühlen hilflos ausgeliefert, unfähig zu vergeben, erst recht zu vergessen sind. Der Film spiegelt die ganze Komplexität der Thematik wider und liefert damit den Zuschauer einer schonungslosen emotionalen Zerreißprobe aus.

„Dead Man Walking“ (mit diesem Ruf wird der letzte Gang des Todeskandidaten angekündigt) erzählt, fast im Genus der Dokumentation, die Geschichte einer im Grunde unmöglichen Beziehung unter dem Vorzeichen ihres angekündigten Endes, nämlich die zwischen Schwester Helen und *Matthew Poncelet*. *Poncelet* hat die Nonne gebeten, ihn in den letzten sechs Tagen vor seiner Hinrichtung zu begleiten. Daß der Film in durchgängig allen Besprechungen so gefeiert wurde, liegt nicht nur in der Art und Weise, wie er an das schwierige Sujet herangeht, sondern auch an der Intensität, mit der *Susan Sarandon* – sie wurde dafür mit dem Oscar ausgezeichnet – und *Sean Penn* ihre Rollen ausfüllen.

Dabei hätte es *Robbins* sich selbst, den Zuschauern, Gegnern und Befürwortern der Todesstrafe einfacher machen

können, wäre der Todeskandidat unschuldig verurteilt. Dieser hat aber Furchtbares begangen, ist ein Doppelmörder und Vergewaltiger, der seine Opfer grausam gedemütigt hat. Damit dies nur nicht aus dem Blick gerät, wird der Tathergang, in wechselnder Perspektive, mal schwarz-weiß, mal in Zeitlupe während des ganzen Filmes wiederholt, zum letzten Mal bei der Hinrichtung selbst. Sympathie mit diesem Menschen fällt schwer, er ist ein widerlicher Typ: Rassisten- und Macho-Sprüche, unerträglicher Sarkasmus und in Interviews Lobeshymnen auf Hitler.

Wenn auch damit dem Zuschauer die Flucht in allzu einfaches Mitleid verwehrt bleibt – im Typ *Poncelet* wird doch auch die skandalöse politische Dimension der Todesstrafe in den USA angesprochen: *Poncelet* ist Weißer, und neun von zehn in den USA Hingerichteten sind schwarz. Die Erklärung ist einfach: Der Gouverneur von Louisiana braucht, um nicht unter öffentlichen Druck zu geraten, einen weißen Todeskandidaten, nachdem die letzten beiden Todeskandidaten schwarz waren. Aber auch der Weiße kommt aus einem Umfeld – in dem Film bedrückend gezeichnet –, in dem man sich keine brauchbaren Anwälte leisten kann, diese erst gar nicht finden wird.

Der Glaube, daß durch die Gitterstäbe abwechselnder Dichte und Dicke, durch spiegelnde Scheiben eine Beziehung möglich ist, fällt Schwester Helen erkennbar schwer. Zwei sich widersprechende Erwartungen, zwei Welten und Lebensphilosophien stehen am Anfang: *Poncelet*, von dem die Initiative ausgeht, erwartet sich zunächst nur Hilfe bei den ergebnislos verlaufenden Interventions- und Gnadensuchen.

In dieser so kurzen, so unmöglichen und doch so intensiven Beziehungsgeschichte liegt die eigentliche *religiöse Dimension* des Filmes. Schwester Helen lebt in dieser befristeten Begegnung im wörtlichen Sinn bedingungslose Solidarität. Sie liefert sich vorbehaltlos diesem Anspruch aus, gerät

damit an ihre Grenzen, stürzt in tiefe emotionale Konflikte. Antworten, Erklärungen und die „große“ Lösung stehen ihr nicht zur Verfügung. In dem Augenblick, in dem sie die Sinnlosigkeit und die Abgründe des ganzen Geschehens am tiefsten empfindet, hat sie nur die gekachelten kalten Wände der Toilette des Todestraktes gegenüber.

Bedingungslose Solidarität heißt, nur reagieren zu können: Auf die dumm-dreiste „Anmache“ des Todeskandidaten, auf das Unverständnis, mit dem ihre kleinen schwarzen Schützlinge im schwarzen Getto, das Gefängnispersonal und der Gefängnispfarrer auf ihr Mitgefühl mit *Poncelet* antworten. Sie fügt sich dem Diktat der Gefängniswelt und ihrer Regeln. Sie macht Fehler, ist den massiven Vorwürfen der Eltern der Opfer ausgesetzt, die in ihrem verzweifelten Haß und Drang nach Rache die Solidarität Helens mit *Poncelet* als Parteilichkeit mißverstehen, mißverstehen müssen. Der Rückzug hinter einen Auftrag der Kirche ist ihr verwehrt. Dem Gefängnispfarrer genügt es, wenn die Häftlinge die Sakramente empfangen.

Bis kurz vor der Hinrichtung bleibt offen, ob Schwester Helen ihr Ziel erreichen wird: Daß *Poncelet* die Verantwortung für seine Tat übernimmt und im Respekt gegenüber seinen Opfern und dem Schmerz der Angehörigen auch Respekt gegenüber sich selbst findet. In Verzweiflung und bereits zitternd vor Angst quittiert *Poncelet* die Zusage der Schwester, auch er sei ein Sohn Gottes, lachend und weinend: „Das hat noch keiner zu mir gesagt, eher schon Hurensohn...“ Kurz vor der Hinrichtung gesteht er seine Schuld, die er zuvor hartnäckig abgestritten hat, bei seinen „letzten Worten“, angeschnallt auf die Todesbank, verzichtet er auf die geplanten Haßworte. Statt dessen bittet er die bei der Hinrichtung anwesenden Angehörigen der Opfer um Vergebung.

Schwester Helen aber kann auch die Hinrichtung nur in bedingungsloser Solidarität aushalten, sie wolle nur versuchen, *Poncelet* ein „Gesicht voll

Liebe zu zeigen“. Die Perversion und Sinnlosigkeit dieser, einer solchen Hinrichtung überhaupt zu zeigen, bedarf es aber keiner Kommentierung, allein die minuziöse und detailgetreue Darstellung genügt. Robbins und die wirkliche Schwester Helen haben eine Hoffnung: Wenn man die Todesstrafe aus ihrer skandalösen Verborgenheit ans Licht der Öffentlichkeit zerze, diese zwingt, sich mit dem Geschehen auseinanderzusetzen, werde die Zahl der Befürworter sich drastisch verringern. fo

Leitbild?

Nichteheliche Lebensgemeinschaften – ein heikles Thema nicht nur bei Protestanten

Die Synode der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche befaßte sich auf ihrer Tagung am 22./23. März mit einer in Vorbereitung befindlichen Handreichung zum Thema „Ehe, Familie und andere Lebensformen“ und beschloß dazu eine Stellungnahme, die in den Tagen und Wochen danach für einiges Aufsehen sorgte. Vor allem die Behandlung des Umgangs mit nichtehelichen und homosexuellen Partnerschaften lieferten Stoff für Kommentare und Kritik. In beiden Fällen hatte man sich in der Frage möglicher Segnungen solcher Beziehungen nicht einigen können.

Für nachhaltige Auseinandersetzungen sorgte vor allem der Beschluß in Sachen „nichteheliche“ oder wie die Synode diese Beziehungen nennt: „eheähnliche Gemeinschaften“. Dieser lautete: „Die Synode setzt sich dafür ein, verbindliche und auf Dauer angelegte eheähnliche Partnerschaften als Lebensform anzuerkennen...“

Zu einem Politikum wurde dieser Synodalbeschluß vor allem auf Grund der Tatsache, daß zwei der drei Bischöfe der Nordelbischen Kirche, *Karl Ludwig Kohlwege* (Lübeck) und *Hans Christian Knuth* (Schleswig), am

26. März ihr Veto gegen diesen Beschluß einlegten – erstmalig in der 19jährigen Geschichte dieser Kirche –, „weil die Besorgnis besteht, daß dieser Beschluß der Synode mit dem Bekenntnis der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche unvereinbar ist“. Die Bischöfe wandten ein, der Beschluß stelle die Ehe in ihrer „Leitbildfunktion als maßgebliche Lebensform“ in Frage. Das Veto hat aufschiebende Wirkung. Die Synode muß auf einer der nächsten Sitzungen über den betreffenden Absatz der Stellungnahme neu entscheiden. Das dritte Mitglied des Bischofskollegiums der Nordelbischen Kirche, Bischöfin *Maria Jepsen*, schloß sich dem Veto nicht an.

Die Synoden-Präsidentin verteidigte unterdessen den Beschluß. Handlungsbedarf bestehe, weil sonst der Eindruck entstehe, daß die „Kirche nichts anderes akzeptiert als das eheliche oder das zölibatäre Leben. Die Kritik der beiden Bischöfe in bezug auf die Leitbildfunktion der Ehe wies sie mit der Bemerkung zurück, die besondere Bedeutung der Ehe werde nicht berührt. Auf die Journalistenfrage, was die Synode unter „Anerkennung“ verstehe, gab sie zur Antwort: „Das ist der erste Schritt, um für diese Art des Zusammenlebens Segensformen zu entwickeln“ (Das Sonntagsblatt, 5.4.96).

Bei den Vorgängen um diesen Synodalbeschluß handelt es sich nicht um eine Problematik allein der Nordelbischen Kirche.

Auf *katholischer Seite* ist die Diskussion über die Haltung zu den nichtehelichen Lebensgemeinschaften zwar weniger weit fortgeschritten. Entsprechende Beschlüsse und Voten waren jedoch in den letzten Jahren wiederholt Schlüsselthemen diözesaner Synoden und Pastoralforen. Ein Ende der Diskussion ist gegenwärtig kaum absehbar. Zwischen manchen lehramtlichen Aussagen zu diesem Thema und der Praxis besteht eine nicht erhebliche Kluft. Daß sich in der katholischen Kirche in dieser Hinsicht substanziell etwas ändern kann, ist solange schwer vorstellbar, wie lehramtlich sexuelle

Beziehungen außerhalb einer formell geschlossenen Ehe in jedem Fall als sittlich problematisch gewertet werden.

In der Moraltheologie ist man in dieser Frage längst zu differenzierteren Positionen gelangt. Wenn heute eine große Zahl von Paaren die formelle Institutionalisierung ihrer Partnerbeziehung als Ehe – aus welchen Gründen auch immer – aufschieben bzw. scheuen, so rechtfertigt dies noch nicht die pauschale Annahme, sie lehnten damit notwendigerweise auch zentrale Werte ehelicher Partnerschaft ab: etwa den Vorsatz, die Paarbeziehung auf (lebenslange) Dauer anzulegen, sowie die Hinordnung auf Nachkommenschaft – unter Einschluß der Möglichkeit zeitweisen Aufschubs, versteht sich.

Außerdem fragt sich: Ist die Institution Ehe tatsächlich so nachhaltig gefährdet, wie dies gerade in der Diskussion um die nichtehelichen Lebensgemeinschaften immer wieder gerne hingestellt wird? Könnte sie nicht lediglich in einem Prozeß tiefgreifenden Wandels begriffen sein? Die Ehe verliert an Eigenwert, aber behält interessanterweise in Verbindung mit der eigentlichen Familiengründung eine hohe Plausibilität. Nichteheliche Lebensgemeinschaften ersetzen in der Regel nicht die Ehe, sondern stellen in der Zeit bis zur Geburt des ersten Kindes eine Partnerschaftsform des Übergangs dar – wenn auch zuweilen von langer Dauer, in gewisser Weise vergleichbar mit der früheren Verlobungszeit.

Die Zahl der auf Dauer und mit Kindern nichtehelich zusammenlebenden Paare ist immer noch vergleichsweise gering. Der Wunsch von Frauen und Männern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften nach einer gewissen minimalen juristischen Anerkennung ihrer Verbindungen läßt auf die Bejahung einer wie immer im einzelnen ausgestalteten institutionellen Sicherung der Partnerschaft schließen.

Schon um den Kontakt zu dieser Wirklichkeit von Ehe und Partnerschaft zurückzugewinnen, legt sich für die katholische Kirche eine Neuorientierung auf diesem Gebiet nahe. nt